

tum und Christentum enthalten ist. Auch wenn die Offenbarung der Liebe Gottes zum Menschen erst mit Jesus Christus und seiner Botschaft ins volle Licht tritt, so besteht doch eine unauflösbare Kontinuität zwischen Altem und Neuem Bund: Die Kontinuität von Verheissung und Erfüllung, von Anfang und Vollendung.

Hans-Arnold Bergheim, Freiburg i. Br.

Frieda Weber-Krebs erläutert folgende Bilder:

P. Paulus Gordan versteht es in ganz besonderer Weise und im eleganten Stil, die Bilder anhand des Psalmentextes zu interpretieren und entsprechende Stellen aus dem Alten und Neuen Testament nachzuweisen.

Zur »Heimsuchung« sei auch hingewiesen auf Abdruck und Text im vorjährigen FR (Paulus Gordan: »Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküsst«, Ps 84 [85], 11²).

Zur »Verkündigung« erinnert P. Gordan daran, dass die Psalmen das Gebetbuch des ganzen Gottesvolkes sind (S. 15). Die »Tituli« sollen dem Beten einen Hinweis geben, in welchem Sinne die Psalmen zu verstehen sind. P. Gordan erwähnt das Fell des Gideon, in dem der Psalmist einen Hinweis auf die zukünftige Heilsfülle der messianischen Endzeit sieht.

P. Gordan bemerkt ferner, dass Maria statt des Buches die Spindel (nach den Apokryphen) im Schoss birgt (S. 16 f.). Sie ist nicht als zarte Jungfrau dargestellt, sondern sie webt »parzenhaft an dem Geschick der Welt oder spinnt, eine neue Ariadne, an dem roten Faden, der die Menschheit aus dem Labyrinth der Sünde (wieder) herausführen soll...« – Zudem wird an den Vorhang des Tempels erinnert, an dem Maria arbeitet, und an das nahtlose Kleid des Herrn.

Zu dem Bild »Am Ölberg« (S. 25 ff.), einem anderen Beispiel: Statt des stärkenden Engels erscheint die Hand Gottes. Die Deutung des Autors bezieht sich auf die Stellen des Alten Testaments, in denen Gott in seiner Erscheinung die Gestalt von Engeln annimmt (vgl. Gen 18, 1–3³).

Zu: »... sein vierfaches Evangelium« (Psalm 67, 12). Dieses Bild ist eingefügt in den Psalm, der den Wüstenzug des Gottesvolkes zum Thema hat (S. 42). »Der Herr gibt aus das Wort« (Psalm 68, 12 [S. 42 f.]). (Das vom Sinai ausgehende Wort⁴.)

Der Bildzusammenhang weist auf die vier lebenden Wesen hin (Ez 1, 10⁵; 10, 14⁶) sowie auf die entsprechende Symbolik in der Offenbarung des Johannes 4, 7⁷ (Christus, das Wort), in deren Mitte P. Gordan als Abschluss der Betrachtung die letzten Worte des Psalms zitiert:

² Vgl. FR XXVII/1975. S. 16 ff.

³ Und der Ewige erschien ihm bei den Terebinthen von Mamre, als er um die Tageshitze am Eingang seines Zeltes sass. Da hob er seine Augen und sah: da standen drei Männer vor ihm. Und da er's sah, eilte er ihnen vom Eingang des Zeltes entgegen, und warf sich hin zur Erde und sprach: »O Herr, wenn ich doch Gunst gefunden in deinen Augen, so geh doch nicht an deinem Knecht vorüber!« (Vgl. dazu: Die Heilige Schrift, ins Deutsche übertragen von N. H. Tur-Sinai [K. Torczyner], Jerusalem 1954. Erstes Buch, S. 47.)

⁴ Vgl. Ps 68, 8 f. Gott, als vor deinem Volk du auszogest, herrschtest in der Wildnis... vor Gott – der Sinai war's.

⁵ Die Gestaltung ihrer Gesichter aber war: Ein Menschengesicht, ein Löwengesicht zur Rechten bei den vieren, ein Stiergesicht zur Linken bei den vieren und ein Adlergesicht bei den vieren (a. a. O., Anm. 2: 3. Bd., S. 345).

⁶ Und vier Gesichter hatte jedes; das Gesicht des einen war das eines Kerubs (Grosstiers), das des zweiten das Gesicht eines Menschen, das dritte Löwengesicht und das vierte ein Adlergesicht (a. a. O., S. 369).

⁷ Das erste Wesen gleich einem Löwen, das zweite Wesen gleich einem Stier, das dritte Wesen hatte ein Gesicht wie das eines Menschen, und das vierte Wesen gleich einem fliegenden Adler (vgl. Deutsche Ausgabe der Jerusalemer Bibel. Herder 1968).

Alle Anmerkungen d. Red. d. FR.

»Er lässt seine Stimme erschallen, seine gewaltige Stimme. Preist Gottes Macht. Seine Hoheit erstrahlt über Israel. Hoch in den Wolken erstrahlt seine Macht. Furchtbar ist Gott an seiner heiligen Stätte, Israels Gott; er verleiht seinem Volk Stärke und Macht. Gott sei gepriesen.«

MARTIN HENGEL: Der Sohn Gottes. Die Entstehung der Christologie und die jüdisch-hellenistische Religionsgeschichte. Tübingen 1975. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 144 Seiten.

Der Tübinger Neutestamentler untersucht mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Weite des Blickfelds eine Thematik, deren Aktualität sich zwar wandeln mag, die aber nach dem nun einmal eingeschlagenen Weg der Geschichte des Christentums nie mehr aus der ersten Linie des fragenden Glaubensinteresses zurücktreten wird. So gibt der Verfasser einen ausgezeichneten Überblick über wohl alle für ein urchristliches Sohn-Gottes-Verständnis und -Bekenntnis relevanten Grössen der religionsgeschichtlichen Vor- und Umwelt des Neuen Testaments. Es ist sein besonderes Anliegen, neutestamentliche Exegese, Religionsgeschichte und systematische Theologie im Verein mit dem hermeneutischen Bemühen zusammenzuführen.

Dies alles ist natürlich gleichermassen für christliche Theologie wie für das christlich-jüdische Gespräch von allergrösster Bedeutung (hierzu wie zu dem folgenden vgl. auch unsere Besprechung zu Küng/Lapide, Jesus im Widerstreit, s. u. S. 115 f.).

Hengel legt aber nicht nur eine materialmässig einen ausgezeichneten Überblick gewährende Arbeit vor. Er führt die Diskussion in das (oben umschriebene) Anliegen einer Zusammenführung von Exegese, Religionsgeschichte und Systematik hinein, wobei – vor allem gegen Schluss der Darlegung – das hermeneutische Bemühen zur Entfaltung kommt. Manche »Gegensätzlichkeit«, die zuvor stärker hervortritt, wird dort im Grunde – mindestens unseres Erachtens – in gewisser Weise »entschärft«, und das scheint uns eben gut und sachlich ebenso folgerichtig wie notwendig. Denn entscheidend ist, dass Fragen und Antworten sich in den angewandten kategorialen Dimensionen entsprechen. Ein Beispiel: Wenn die Frage, ob Jesus »Sohn Gottes« sei, *sinnvoll gestellt und ebenso beantwortet* werden soll, dann müssen Fragesteller und Antwortgeber ihren Horizont kategorial auslegen: das heisst, sie müssen sagen, welche (z. B. philosophisch usw. zu benennenden) Kategorien für sie Gültigkeit besitzen. (Über das Warum oder das Warum-nicht kann man dann, falls nötig, in der entsprechenden begrifflichen und analytischen Klarheit und Trennung – nämlich von der zuerst gestellten Frage – weiter verhandeln, um die Hintergründe der Einigkeit oder Uneinigkeit ans Licht zu bringen). Werden diese Zusammenhänge nicht berücksichtigt, so kommt es zu ebenso end- wie aussichtslosen Auseinandersetzungen, bei denen man bald übereinstimmt, bald wieder einen wesentlich erscheinenden Dissens feststellt und im einen wie im anderen Fall nicht recht zu sagen weiss, warum dem im einen Mal so, im folgenden wieder anders ist, sobald man sich über mehr als über ein jeweiliges Detail Rechenschaft abzuliegen versucht.

Konsequent erhellt also aus der überzeugenden und umsichtigen Darlegung des religionsgeschichtlichen Materials durch unseren Verfasser, dass das frühe Christentum *in einer aus Welten (der Deutung) bestehenden Welt* (so unsere Formulierung, in einem gewissen Anschluss an Jaspers) völlig folgerichtig und ebenso soziologisch wie

psychologisch erklärbar und deshalb in höchstem Mass wahrscheinlich, nicht bestrebt sein konnte, eine bestimmte und einzige kategoriale Aussage über Jesus als einzige und letztverbindliche Prädikation zu propagieren, sondern sich bemühte, in jedem sich eröffnenden (z. B. durch Mission usw.) Bereich die obersten und letztgültigen Kategorien für die Aussage über Jesus, seine Verkündigung, sein Gott-Verhältnis, seine Person (und Gottes »Person« in ihm) in einen jede andere Grösse ausschliessenden Sinn und Dienst zu nehmen. Es ist nur die Konsequenz, dass schliesslich unter der Voraussetzung (Behauptung) der Verbindlichkeit eines (natürlich unter Einschluss und nicht im Absehen von »Physikalität« als einer analogieverhafteten Präfiguration einer in die Totalität des Seins reichenden Metaphysik-Ontik, welche in Metaphysik-Ontologie letztverbindlich aussagbar wird) Welt-bildes die Kategorien nicht mehr variabel, sondern »festgefügt« und hierarchisch aufgebaut bzw. geordnet werden. Und es ist die Konsequenz, dass »Jesus« von jetzt an (also von einem bestimmten Zeitpunkt der so verlaufenden Theologiegeschichte an) seine Letztverbindlichkeit nicht mehr durch Einnahme der in einem raschen Wechsel sich anbietenden Prädikationen, sondern durch die Fixation auf die als höchstgültig erachtete (im Sinn des zugrunde liegenden kategorialen Aussagesystems) erhält und fortan behält.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart (sich vollziehender Theologie) liegt nun aber doch wohl darin, dass wir heute ein kritisches Bewusstsein und damit eine Möglichkeit zu kritischer Reflexion (und das bedeutet zugleich »Distanz« zu »objektmassiger« Verhandlungsweise) über diese Prozesse als solche haben oder doch mindestens haben können. (Dass dies nicht einfach »gegeben« ist, sondern erarbeitet werden muss, macht ja eine der entscheidenden Schwierigkeiten aus, der viele Missverständnisse entspringen, weil aus der Vorstufe des kritischen Bewusstseins dessen »Relativitäten« bzw. »Relativierungen« nicht als positive Grössen erkannt und deshalb wiederum nicht anerkannt werden können.)

Die heutige Situation ähnelt aus vielfältigen Gründen wieder der urchristlichen: Die alles beherrschende und durchdringende Einheit eines christlichen Weltbildes ist auseinandergesprengt, und dies gilt auch dort, wo das Christentum in irgendeiner Weise noch ansonsten vorherrschend oder doch mitbestimmend sein mag, ja es gilt dies sogar für geradezu alle Innenbereiche des Christentums selbst. Dass die Konsequenzen aus einer derartigen Situation – auch in dem uns beschäftigenden Zusammenhang – keineswegs als bedrohlich erachtet werden müssen, das danken wir vorderhand ebenso dem Beispiel des Urchristentums wie der neutestamentlichen Wissenschaft, welche uns diesen Sachverhalt erkennen lehrt.

Christliche Theologie wird also vor der Aufgabe stehen, wie und in welchen Kategorien sie im Hinblick auf welche Fragestellungen die Unüberbietbarkeit des Ereignisses »Jesus« in seinen verschiedenen Dimensionen zu explizieren vermag. Denn in dieser »Unüberbietbarkeit« (wie immer sie dann einzeln zu erklären sei) liegt doch das Unikum des ganzen Christentums, insoweit es wirklich sich auf Jesus als auf die Mitte seiner Offenbarungstheologie und dem für sie sich darin anzeigenden und darin verbürgten Offenbarungsgeschehen beziehen will. Der Beitrag Hengels, in dessen Verfolgung wir einige der dort schon angezeigten Linien auf dem hermeneutischen Schnitt zwischen neutestamentlich-religionsgeschichtlicher Erhebung und theologisch-systematisierender Aus-

führung ausziehen suchten (soweit dies in der Kürze hier möglicher Andeutungen vollziehbar ist), dürfte ausserordentlich ertragreich wirken, wenn man es versteht, sich auf ihn einzulassen. Hengel unterstreicht abschliessend noch einmal die Bedeutung der Kategorie »Sohn Gottes« für eine christliche Theologie. Immerhin wird man aber eine genaue Lektüre dessen, was dort gesagt ist, nachdrücklichst empfehlen dürfen.

O. K.

OTFRIED HOFIUS: Der Christushymnus Philipper 2, 6–11. Untersuchungen zu Gestalt und Aussage eines urchristlichen Psalms. (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, hrsg. von M. Hengel, J. Jeremias, O. Michel, Band 17). Tübingen 1976. Verlag J. C. B. Mohr. 118 Seiten.

Die Studie enthält folgende Abschnitte: I. »Bis zum Tod am Kreuz« (S. 3–17); II. Die universale Huldigung (S. 18–55); III. Gedankengang und Skopus des Christushymnus (S. 56–74); IV. Der Skopus des Christushymnus und der Hebräerbrief (S. 75–102); Anhang: Übersetzung des Hymnus (S. 103). — Dies sind die durch den Verfasser gewählten Hauptabschnittsüberschriften; zu bemerken ist, deutlichkeitshalber, dass sachlich unter II. der Textabschnitt Phil 2, 9–11 behandelt wird, während der Gesamthymnus in Abschnitt III. vorgestellt wird. Für den auch nur bescheidenen Kenner der Diskussion um den »Christushymnus« des Philipperbriefs zeigt sich in den oben vorgestellten Überschriften bereits an, wie das Interesse der Untersuchung orientiert ist, für deren Vorlage man dem Verfasser — unbeschadet einzelner Differenzen — ausserordentlich dankbar sein darf. Dieser Dank ist hier nicht als »Füllsel« irgendwelcher Art eingesetzt: er bezieht sich vorab 1. auf die neu beigebrachten oder doch neu erhobenen literarischen Materialien (vgl. dazu etwa die S. 41–55), und 2. auf den Versuch, diesen »Psalm« als ein Beispiel urchristlicher literarischer Gestaltung in neuer Sicht (formal wie inhaltlich, vgl. S. 4–17; dazu dann der Bezug zu und die Abgrenzung gegenüber dem Hebräerbrief, vgl. S. 75 ff.) vorzustellen, wobei den Fragen des »Hintergrundes« (vgl. S. 41 ff.) eine besondere Bedeutung zukommen muss.

Gerade bei überaus hoher Anerkennung dieser Leistung muss aber doch sehr deutlich bleiben — oder, falls es das nicht ist, so sollte es das werden –, dass gerade in dieser so schwierigen Materie, wie Phil 2, 6–11 (mit — nicht nur literarischem, wie sich verstehen sollte — »Kontext«) sie darstellt, gegenwärtig *ungleich stärker als anderswo nur beispielhafte Durchführungen möglich* sind, die den Charakter eines »Beispiels« in genau zuzumessender Relativierung auf sämtliche veranschlagungsmöglichen Komponenten einerseits ebenso beanspruchen können, wie sie diesen (Charakter) auf der anderen Seite eben schwerlich zu überschreiten vermögen. (Dass eine solche Aussage wie die soeben unsererseits gemachte für gewöhnlich in ihren Folgeansprüchen nur schwer oder gar nicht »geortet« werden kann, spricht natürlich auch für sich.)

Konkret: manche Zuspitzung, wie sie seitens des Verfassers z. B. gegenüber Lohmeyer oder Grässer (zu letzterem, der eine »Antwort« inzwischen nicht schuldig blieb, vgl. in der vorliegenden Studie etwa die »geharischte« Anmerkung 43 auf S. 85 f.) vorgenommen wird, erscheint mir sachlich weder so stark gerechtfertigt noch nötig, wie sie vorgetragen wird — und überdies dem ansonsten durchaus überzeugenden Entwurf eher schädlich oder abträglich als förderlich. Das ist meines Erachtens zu bedauern, denn wie jede Erfahrung lehrt, wird mit »Zuspitzungen« gewöhnlich mehr aufs Spiel gesetzt